

H. G. Adler: Eine Reise. Erzählung. bibliotheca christiana. Bonn. 1962. 303 Seiten.

Mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden“ (XVII/50), Düsseldorf, 8. 3. 1963, entnehmen wir den folgenden Beitrag über „Ein ungewöhnliches Buch“ zu H. G. Adlers „Eine Reise“ von *Ilse Blumenthal-Weiss* (vgl. Nr. 41/44 S. 5 ff.).

H. G. Adler, Verfasser des umfangreichen Standardwerkes über das Konzentrationslager Theresienstadt [vgl. FR XIII, S. 117; XIV, S. 84] sowie anderer, durch die gleiche hohe Objektivität und Sachkenntnis sich auszeichnender Abhandlungen über das jüdische Schicksal während der Hitlerzeit, über Juden in Deutschland usw., legt uns jetzt — den kühnen Sprung vom gewissenhaften Historiker zum Dichterschriftsteller wagend — ein sehr ungewöhnliches Buch als neueste Veröffentlichung vor. Das Buch heißt „Eine Reise“ und ist im Verlag bibliotheca christiana, Bonn, erschienen.

Ein unscheinbarer Titel, möchte man sagen. Er verrät nichts von dem Inhalt, offenbart keine Tendenz und überläßt es der Phantasie des Lesers, Vermutungen anzustellen über das, was sich hinter diesen beiden Worten verbirgt. Aber wir brauchen nicht lange herumzuraten. Schon auf der ersten Seite der Erzählung findet sich ein gewisser Anhalt für die Titelwahl. Denn da heißt es: „Es ist die Erinnerung selbst, die sich auf die Reise begibt.“ [S. 5.]

Ein Erinnerungsbuch im hergebrachten Sinne des Wortes ist diese Geschichte aber keineswegs. Nichts Beschauliches, nichts liebevoll Nacherzählendes geben die Seiten wieder. Vielmehr Schrecken, Leiden und Leid, auch wenn der Verfasser eigentlich nur in Andeutungen und wie tastend von Bericht zu Bericht, von Schilderung zu Schilderung geht, auch wenn er sozusagen nur aus dem Abfall von Erinnerungen — aber wie unerträglich schwer wiegt dieser Abfall — das Spiegelbild jenes riesigen Abfallhaufens vorhält, auf dem sich die Unterwelt-Menschen des Dritten Reiches ihre Welt aufbauten.

Nur ein Mensch, der das Grauen jener Zeit aus nächster Nähe und Beteiligung miterlebt hat, kann mit so viel Ein- und Nachfühlen die Stationen jener Wanderschaft ins Nichts aufzeichnen. Einer Wanderschaft, die von heute auf morgen, bei Nacht und Nebel, Menschen in Lastautos pferdete, in Viehwagen abtransportierte und auf die Reise schickte, um sie, die namenlos Gewordenen, zu Wesen zu machen, die nur noch als Nummern, als „Werkzeuge des Gehorsams“ dahinvegetierten oder umkamen. Nur ein Dichter vermag das Entsetzliche, das geschah, so tief ergreifend nahezu bringen und gleichzeitig so abzublenden, daß weder schrille Anklage noch Klage, weder gräßliche Detailschilderungen noch Haß- und Rache-Beschwörungen den Adel der Erzählung entwürdigen. Adler, das beweist er mit diesem Buch, ist ein solcher Dichter.

Situationen und Schicksale. Seltsam verwobene und wieder auseinanderfallende Bilderbogen führen in unheimlichem Hell-Dunkel das Auf und Ab dieser endlosen Reise vor. „Es gibt keine Heimaten. Alles ist auf der Flucht ... Das Nichts ist seiner eigenen Fahrt überlassen und wirbelt fort, weil es nicht anders sein kann.“ — „Die Namen sind vertauscht und finden ihre Besitzer nicht mehr. Aber es gibt auch keine Besitzer, es gibt nur Irgendwelche ...“

Und es ist einer in diesem Buch, Paul mit Namen, der kehrt als Überlebender aus der gespenstischen Atmosphäre einer Welt, die von Schatten bevölkert war, zurück. Er kehrt von der traurigen Reise ins Bodenlose zurück und tritt im Vorübergehen in das Haus einer Unbekannten ein. Sie sprechen miteinander in Rede und Gegenrede:

„Das waren Frauen ... waren ...! Man hat sie fortgerissen aus dem Haus mit mir, mit meinem alten Vater, mit meiner kranken Tante. Man hat uns alle weggenommen, aus einem Haus, in dem wir wohnten. Dort haben wir unsere Sachen ... hatten sie genauso, wie Sie sie haben ... Sachen haben, Sachen in dieser Wohnung, wo Sie hinschauen, alles, alles! Man hat uns abgeholt und nicht gefragt. Es war schon Nacht. Wir mußten fort. Vier Jahre sind es her.“

„Das kann ich nicht verstehen.“

„Verstehen muß man nicht. Es gibt nichts zu verstehen. Wissen muß man es, weil es gewesen ist. Wir durften nicht mehr sein, und jetzt sind meine Liebsten tot! Fort! Fort! Das müssen Sie verstehen!“ [S. 263 f.]

In diesem kurzen Dialog ist schlicht und nüchtern die ungeheure Tragödie der jüdischen Menschen während des NS-Terrors zusammengefaßt und ist gleichzeitig die unabwendbare Pflicht für jeden ausgesprochen: Zu wissen, was geschehen ist. Zu wissen!

Und da der Überlebende sich allmählich wieder zurechtzufinden beginnt in der aus Trümmern neu zusammengefügte Welt, beschwichtigen sich seine Sinne, beruhigen sich die Gedanken, „wie tief auch die Erinnerung zu Grunde taucht.“ Die Bilder seiner Toten, auch die der Eltern, „kommen heran und sehen friedlich aus“. Und wie aus lähmender Versteinerung erwacht, spürt Paul, „daß er die Reise weiter wagen will und sich der Hand des Lebens überwiesen hat“. [S. 303.]

Es ist dieser urjüdische Wille zum Leben, der wie ein sanfter Akkord aus den letzten Seiten des Buches aufklingt. Es ist jenes seit Urzeiten den Juden begleitende „Und dennoch“, das dem Überlebenden Kraft und Mut zum Weiter-, zum Wieder-Leben gibt. Und es ist die Hoffnung, die nie vernichtete Hoffnung des jüdischen Menschen, die noch über den Abgründen der Trauer zu einer Wegweisung wird. Die Hoffnung nämlich, nach überstandener, trostloser Reise zu einer „guten Reise“ aufbrechen zu dürfen.

Es dürfte kaum einen Leser geben, der dieses außerordentliche Buch ohne tiefe Erschütterung aus der Hand legt. Denn wie hier mit sparsamsten Mitteln, mit geladener Verhaltensweise und leidvoller Zurückhaltung das Unfaßbare und Unsagbare in Worte gekleidet wird, Sprache wird, Zeugnis und Mahnung — oft freilich in symbolischer Verkleidung — das hat in dieser Eindringlichkeit, in dieser dichterischen Bewältigung des Stoffes, schwerlich seinesgleichen.

Mendel Mann: Der Aufstand. Roman. Frankfurt/Main 1963. Verlag Heinrich Scheffler. 217 Seiten. Aus dem Jiddischen übersetzt von Harry Maör und Leo Winkler. Titel des Originals: Bei der Vajsl.

Mendel Mann hat in romanhafter Form die eigenen Nöte zu bewältigen gesucht. 1916 in Plonsk an der Weichsel geboren, kämpfte er 1939 in der polnischen Armee, nach ihrer Kapitulation setzte er sich in die Sowjet-Union ab. Aus seinem Lehrberuf wurde er 1941 herausgerissen, er tat Dienst in der Roten Armee, erlebte so die Rückeroberung seiner Heimat mit. Als er nach dem Kriege nach Hause zurückkehrte, fand er von seiner Familie keinen Überlebenden mehr vor. Er wanderte nach Israel aus. In seinem Roman beschwört er in der Gestalt des jüdischen Soldaten Menachem Isakowitsch sein Schicksal, aber auch die Tragödie der osteuropäischen Juden überhaupt. Die deutsche Feindpropaganda sucht die Russen gegen die Juden aufzuhetzen. In der Roten Armee gibt es manche, die Juden nur ungerne sehen. Ukrainer tun sich mit Deutschen in der Verfolgung der Juden zusammen. Polen erklären zynisch, die Deutschen haben uns von den Juden befreit, und nun befreien uns die Russen von den Deutschen. Der jüdische Soldat Menachim Isakowitsch erfährt sich so als einer, dem niemand wahrhaft Freund ist, der im Grunde trotz der Kameradschaftlichkeit der Soldaten seiner Abteilung ein Einsamer ist. Quälend ist für ihn besonders die Tatsache, daß er mit der russischen Armee zum Stillstand gezwungen ist, während sich in Warschau der Aufstand gegen die Deutschen verblutet. In ähnlicher Weise erfährt eine russische Ärztin jüdischer Herkunft das Schicksal der Einsamkeit. Ganz am Schluß des Romans begegnen die beiden Menschen einander wieder, die einst die Ungunst der Zeit auseinandergerissen hatte. Diese Begegnung mit den letzten Überlebenden ist wie die Hoffnung auf ein Weiterbestehen des jüdischen Volkes trotz aller Verfolgung. Das unpathetisch geschriebene Buch gibt einen guten Einblick in die Tragödie vom europäischen Judentum.

Dr. Willehad P. Eckert O.P.